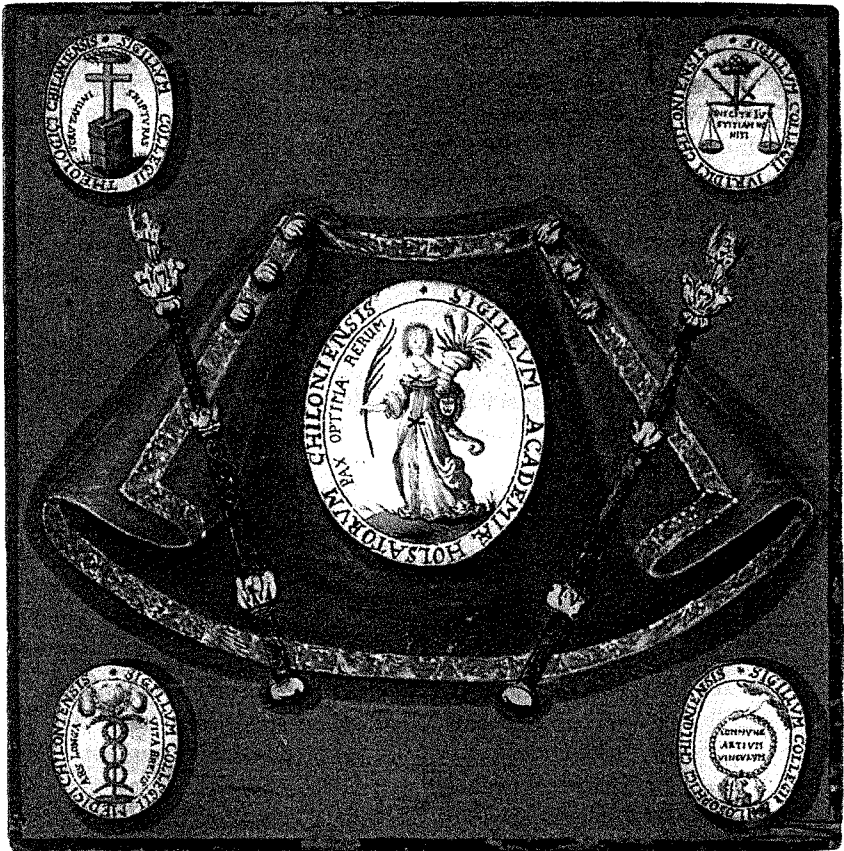


X. DER UNIVERSITÄTSREFORMATOR MELANCHTHON – ZEITBEDINGTES UND AKTUELLES

Die Anfänge der Christian-Albrechts-Universität im Jahr 1665 in Kiel sind stark bestimmt gewesen von theologischen und pädagogischen Gedanken Philipp Melanchthons (1497–1560). Erster Prorektor, faktisch Rektor, war der Theologe Peter Musäus (1620–1674), der, von der Helmstedter Universität »Julia Carolina« kommend, ein Schüler des Melanchthonianers Georg Calixt war, eines gebürtigen Schleswig-Holsteiners (geboren 1586 in Medelby bei Flensburg, gestorben 1656). An der jungen »Christiana Albertina« hatte der Theologe und Philosoph Lorenz von Mosheim (geboren in Lübeck 1695) studiert, hatte sich in Kiel zu einem hervorragenden Kirchenhistoriker ausgebildet, war hier auch sieben Jahre (1716–1723) Dozent in der Philosophischen Fakultät, bevor er über Helmstedt zum Professor an der Theologischen Fakultät der neuen Universität Göttingen berufen wurde. Mosheim hatte schon von Helmstedt aus die Gründung einer welfischen zweiten Landesuniversität betrieben und wurde 1737 sogleich auch der erste Kanzler der Göttinger »Georgia Augusta«. Dieses theologische Dreigestirn war repräsentativ für eine norddeutsche Universitätsgeschichte: Calixt an der Universität Helmstedt, gegründet 1576, Musäus an der Universität Kiel, gegründet 1665 und Mosheim an der Universität Göttingen, gegründet 1737. Hinter allen drei Theologennamen steht die **Kultur eines von Philipp Melanchthon maßgeblich initiierten wissenschaftlichen Stils**, der »irenisch« und »pragmatisch« antidoktrinär war und somit auch in die Vorgeschichte sowohl des Pietismus – August Hermann Francke studierte 1679 bis 1682 in Kiel – als auch der Aufklärung gehört. Schon die fromme und zugleich »pragmatische Methode« Mosheims sorgte dafür, dass Göttingens Stärke die Geschichts- und Naturwissenschaften werden sollten.

Die Aktualität Melanchthons beginnt für uns Theologen mit der Tatsache, dass dieser »Praeceptor« die Sache der Universität noch eng mit der Sache des Christentums verbunden hatte. Hierfür hatte sein großer Nachfolger Wilhelm von Humboldt, wie dessen Schwärmen für die Ideale der vorchristlichen Antike beweist, gewiss keine Antenne, und es ist bezeichnend, dass zwischen ihm und seinen für die Reform der Evangelischen Theologischen Fakultäten im 19. Jahrhundert so bedeutsamen Zeitgenossen und Berliner Nachbarn Friedrich Schleiermacher kein inhaltlicher Austausch bestand, sondern Funkstille, um es anachronistisch zu formulieren. Melanchthons Antikenrezeption bezog stets die christliche Antike,

d. h. die Spätantike mit ein. Überhaupt dürfte kaum ein Reformator, einschließlich Zwinglis und Calvins, so gut wie er vertraut gewesen sein mit den Werken der griechischen Kirchenväter (gleich der erste Artikel seiner »Confessio Augustana« über den dreieinigen Gott kann uns belehren, wie er den Glauben eines evangelischen Christentums in Übereinstimmung mit dem Glaubensbekenntnis der Väter wiederentdeckt hatte). Zu seiner so christlichen Antikenrezeption gehört auch, dass er, der alles andere als ein deutscher Nationalist war, zuvörderst im politischen Frieden zwischen den Völkern die Voraussetzung für ein gutes Gedeihen von Bildung und Wissenschaft erkannte. Wie der Kirchenvater Augustin in seinem »Gottesstaat« verurteilte er die kriegerische Eroberungspolitik des Imperium Romanum ebenso wie die der heidnischen Germanen. Ihm waren die Germanen, unsere Vorfahren, wilde Wüstlinge, die erst durch das Christentum zivilisiert wurden und zwar durch die Gründung von kirchlichen Schulen und Bildungsstätten. So sagte er in seiner berühmten Wittenberger Antrittsrede 1518: »Nachdem vor etwa achthundert Jahren« (gemeint ist die Zeit der Völkerwanderung) »fast der gesamte Erdkreis von den Goten erschüttert und Italien von den Langobarden verwüstet worden war, ging zusammen mit dem römischen Reich, mit der römischen Literatur auch die römische Wissenschaft zugrunde, weil die Kriegsfurie zugleich die Bibliotheken zerstört und die Musen ausgelöscht hatte, weil es, wie so oft, für die Beschäftigung mit geistigen Dingen keine Gelegenheit gab. Ihr wißt doch, wie abhold Mars den Studien der Weisheit, ja überhaupt bürgerlichen Geschäften ist, die nur im Frieden gedeihen [...]« (Corr. 45). Die Militarisierung von Universitäten und Studenten, wie sie in der deutschen Geschichte von 1813 bis 1945 bei jedem Krieg normal zu sein schien (s. o. Kap. VII, 4), war daher der melanchthonischen Universität ganz fremd gewesen. Sie wollte sein ein Hort des Friedens. In einem Schmuckbild aus den Anfängen der Kieler Universität wird der politische Friede zum Maß aller Dinge erklärt: PAX OPTIMA RERUM. Nur unter der Garantie äußeren Friedens können Studium und Wissenschaften gelingen. Die vier Fakultäten einer neuzeitlichen Universität (Theologie, Jura, Medizin, Philosophie – die so genannten vier »oberen« Fakultäten) arbeiten also zum Wohle des Menschen (s. o. Kap. IX, Schluss) unter der Bedingung politisch garantierten Friedens. In einem knappen, hübsch formulierten kirchenhistorischen Memorial weist Melanchthon in seiner Antrittsrede 1518 dann auch nach, wie die Mutter aller europäischen Bildungsinstitutionen nur bei der christlichen Kirche zu finden sei, beginnend mit Papst Gregor dem Großen, dann mit dem Benediktinergelehrten Beda »Venerabilis« und Alkuin, beide aus England stammend, über Karl den Großen bis zu den Viktorinern Hugo und Richard in Paris, mit denen allmählich die europäische Universitätsgeschichte begann, die nach dem traurigen Zwischenspiel der scholastischen Abirrungen vom 12. bis zum 15. Jahrhundert nun wieder guten Boden unter die Füße bekommen habe, weil nunmehr philosophisches Wissen wie bei den alten Benediktinern breit studiert und nicht mehr einseitig aus dem Aristoteles gewonnen werde (Corr. 46).



Insignien der Universität Kiel (seit 1665). Abbildung auf dem Schatzkasten mit der Gründungs-
urkunde des Herzogs Christian Albrecht

Ich beschränke meine Beobachtungen auf die schon zitierte Wittenberger Antrittsrede von 1518: *De corrigendis adolescentiae studiis* (zitiert: Corr.) und auf Melanchthons überaus praktische Vorschläge zur Leipziger Universitätsreform von 1540: *Privilegia Academiae Lipsiensis* (zitiert: Priv.). Dieses Gutachten ist nur ein Beispiel unter mehreren dafür, wie Fürsten und Professoren den großen Humanisten und Theologen um Rat bei der Reform ihrer Universitäten baten. Schließlich lohnt auch eine kleine Studienberatung aus der Feder Melanchthons aus dem Jahr 1554, worin er zwei jungen Polen, die in Wittenberg Theologie studieren wollten, didaktische Regeln mitteilte, wie man lernen und studieren soll: *De instituendis duobus pueris* (zitiert: Inst.).

1. Sprachkunde, gute Lehrbücher, Lernen durch Memorieren

Betrachten wir nun anhand dieser Melanchthon-Texte einige Sachen, gewiss in ihrer Zeitbedingtheit und doch auch aus eigenem aktuellem Interesse: Eine Studienordnung ist erforderlich, welche zumal die Theologen befähigt, gewissenhaft und genau mit den Sprachen umzugehen, zuerst mit der eigenen Sprache (für Melanchthon war das das Lateinische), dann mit denjenigen Sprachen, aus denen die Theologie ihre Wissenschaft ursprünglich bezieht: Hebräisch und Griechisch. »Sprachkunde« verhilft dem Geist zur Urteilskraft. »Mit deren Hilfe kann er die Grenzen der Dinge, ihre Ursprünge, ihre Bereiche und ihren Zusammenhang so erkennen, daß man, wenn man vor der Aufgabe steht, einen Sachverhalt genau zu behandeln, alles, was für dieses Vorhaben wichtig ist, gleichsam wie bares Geld zur Verfügung hat und mit den Mitteln der Wissenschaft die Gedanken der Zuhörer so beherrscht, daß sie kaum anderer Meinung sein können« (Corr. 49). Sprachen wurden damals gelehrt in der Artistenfakultät, d. h. in einem vor dem Hauptfachstudium von allen zu leistenden »Studium generale«. Dieses war aber gewiss keine Ausbildung zum Propagandaredner, vergleichbar den heute von politisch Interessierten aufgesuchten Rhetorikseminaren. Ihm geht es nicht um den schönen Schein der Rede – in der Theologiegeschichte hat man ja immer um die Gefahren einer rein formalen Rhetorik gewusst – sondern um das sowohl Schöne als auch Gute und Wahre, das durch gepflegte Sprache zur Konsensbildung führt. Wir sollten es wissen, dass jede Wissenschaft zur Kommunikation und zur Konsensbildung drängen muss, sonst wäre sie keine Wissenschaft. Geheimwissenschaft ist Sache von Sekten und nichtchristlichen Religionen – und von Halbgebildeten und Fachidioten.

Immer hat Melanchthon auch den künftigen Beruf im Blick: »Non scolae sed vitae discimus« (Seneca). Aus den unterschiedlichen Teilgebieten der Wissenschaften soll immer wieder ausgewählt werden, »was dem Lebensweg angemessen ist, den du zu gehen dich entschieden hast« (Inst. 104). Immer wieder mahnt er die Universitätslehrer, den Gesichtspunkt der literarischen und gut christlichen Qualität bei der Auswahl der zu studierenden Texte hoch zu halten. Die hauptsächlichen Studieninhalte dürfen auch nicht willkürlich, je nach Neigung des Professors wechseln. Wir dürfen Melanchthon zugute halten, dass er seine eigenen »Loci Communes« wirklich für ein vortreffliches Lehrbuch hielt. Das waren sie tatsächlich, weil es ihm hier zuvörderst um einen Grundkonsens der Theologie ging. Die Geschichte des modernen wissenschaftlichen Lehrbuches und Kompendiums beginnt durchaus in der Reformationszeit und hat dafür in Melanchthon oder auch in David Chrytäs, einem Schüler Melanchthons und »Spiritus rector« der Rostocker Universität (1550–1600) leuchtende Beispiele. Selbst Humboldts Universität, in der alle Bildungskanons möglichst zu vernichten waren, weil die Studenten versuchen sollten, »so viel Welt als möglich« mit sich zu verbinden, hatte sich eigentlich nur gegen einen Dogmatismus gerichtet, der die Freiheit in

Forschung und Lehre verhinderte. Doch Humboldt forderte ja auch, dass »alle Fähigkeiten« an einer möglichst geringen Zahl von Gegenständen zu bilden seien und dass das Studium eine Stärkung der »eigenen inneren Kraft« herbeiführen solle. Dieses Ideal widersprach nicht dem Ideal der alten melanchthonischen Universität. Dagegen ist es heutzutage ein bedenkliches Zeichen von Privatgelehrtentum, wenn eine Vielzahl von Lehrbüchern zu einem Fachgebiet miteinander konkurrieren. Das verwirrt nicht nur die Studenten, sondern ist womöglich auch ein Hinweis auf die Konsensunfähigkeit eines Faches. Die Herausgabe von Vorlesungsskripten in einem Massenfach ist auch nicht immer ein Beweis besonderer didaktischer Fähigkeiten des Kollegen. Gute Lehrbuchautoren sind selten, weshalb sich gute Lehrbücher auch durch ihre Dauerhaftigkeit auszeichnen. Kurzum: nicht jeder Wissenschaftler muss ein Lehrbuchautor sein, wiewohl das Umgekehrte zweifellos gilt: Jeder Lehrbuchautor sollte auch ein guter Wissenschaftler sein. Man gewinnt freilich bei Melanchthon den Eindruck, daß er so sehr Hochschuldidaktiker ist, um darüber die andere Seite der Wissenschaft, die Spezialforschung zu vergessen. Das auch gibt seinen universitätspolitischen Konzepten etwas Zeitbedingtes, weil bei ihm die moderne Universität mit ihren Forschungsinstitutionen, wo die Konsensbildung nur in Kleingruppen weltweiter Spezialisten geschieht, noch ganz außer Betracht ist.

Zur Sprachkunde gehört auch das Memorieren und das Deklamieren, natürlich nur von guten, klassischen Texten: Seinen polnischen Studenten empfiehlt er erst einmal das Memorieren des römischen Dichters Terenz:

»Dabei ist jede Überlastung unbedingt zu vermeiden. Es genügt, sich täglich zehn Verse von Terenz einzuprägen« (Inst. 103). Die Theologiestudenten sollen jeden Morgen ein Stück fortlaufenden Text aus dem Alten Testament und jeden Abend einen fortlaufenden Text aus dem Neuen Testament lesen (Inst. 103), eine altbewährte Meditationsregel. Denn wie diese auch Bonhoeffer für unsere Zeit bei Augustin wieder entdeckte, nimmt wirklich die morgendliche Lektüre des Alten Testamentes, auch in seinen befremdlichen Partien, die Erfahrung der ganzen Weltlichkeit des anstehenden Tages schon vorweg, läßt sie tiefernst nehmen und in Christus aufgehoben sein, bis das Evangelium im Neuen Testament den Tag zur guten Nacht trostreich beschließt. Übrigens setzt Melanchthon stets auch einen Begriff von Meditation voraus, der uns heute weitgehend verloren gegangen ist. Studium soll etwa zur Hälfte privates Selbststudium sein in Zeitspannen des sich Einprägens von wesentlichen Inhalten des Glaubens und der Wissenschaften. »Meditari« (griechisch: »meletan«; hebräisch: »haggah«) heißt wörtlich: auswendiglernen, sich tief einprägen, wie es der auch von Luther hoch geschätzte erste Psalm vom frommen Theologen bezeugte: »Er hat Lust zum Gesetz des Herrn und redet (auswendig) von seinem Gesetze Tag und Nacht« (Ps. 1,2). Die Universität und die Theologische Fakultät sollten sich mit Melanchthon auch nicht zu schade sein, den ihr anvertrauten jungen Menschen die Heilsamkeit einer gesunden Zeiteinteilung beizubringen, nämlich den Wechsel von Muße und Arbeit,

von »ora et labora«. Gerade die theologische Fakultät, die in Europa als die erste Fakultät galt, muss sich ja auch Sorgen um eine verbreitete Sprachlosigkeit unserer Studenten machen. Kultur des Wortes war dem Christentum von seinem Ursprung her (Joh 1,1) aufgegeben. Daher ist es auch an der Zeit zu überlegen, ob das Erlernen von drei antiken Sprachen (Hebräisch, Griechisch und Lateinisch), wozu meist mehrere Semester voll gebraucht werden, der Sache der Theologie wirklich dient. Ein Skandal freilich ist es, dass neuerdings (2001) ein Fakultätentag empfohlen hat, ausgerechnet auf das Lateinische zu verzichten, welches die Sprache der Überlieferung des Christlichen in Europa ist. Dennoch ist diesbezüglich der bewährte akademische Grundsatz »non multa, sed multum« zu beachten, d. h., es kommt beim Studium nicht auf äußere Vielfalt, sondern auf ein inneres »Viel« an, auf den eigentlichen Inhalt. Und der will durch fleißiges Lesen, Memorieren und Repetieren eingeübt sein.

Endlich, so hört man, hat auch die aktuelle Pädagogik die humanitäre Bedeutung des Memorierens wiederentdeckt. In der Informationsflut der Kommunikationsgesellschaft drohen wir ja zu ertrinken, wenn wir uns nicht an etwas halten können, das bleibender Erinnerung wert ist. Zum Memorieren und Meditieren gehörte für Melanchthon gewiss auch das Briefeschreiben, das er seinen Studenten stets zu üben empfahl (Inst. 104). Dass der Briefwechsel als Literaturform just in unserer Generation gestorben ist, muss auch als Verlust einer besonders konzentrierten Form der Meditation als »Nachdenken« im Wortsinn und als Etüde zur privaten Konsensbildung beklagt werden.

2. Verpflichtung des Staates

Melanchthons Vorschläge zur Leipziger Universitätsreform enthalten auch eine Fülle von recht pragmatischen Anregungen für die gesamte Universität. Sie zeigen zu einem guten Teil, wie sehr Strukturprobleme der alten Universität auch noch solche der neuen Universität, sogar noch nach 1968, geblieben sind: Melanchthon muss darauf hinweisen, dass den Professoren die Freiheit zu eigenem Selbststudium und Forschen nicht genommen werden darf. Er weist hin auf die Notwendigkeit ordentlicher Vergütung, die nach Leistung durchaus gestaffelt sein kann. Er warnt die Obrigkeit, dass sie die Professoren nicht den Abwerbungen von außen aussetzt, weil andere Institutionen höhere Gehälter zahlen. Die Gefahr der Abwerbung besteht heute kaum für Geisteswissenschaftler, wohl aber für Mediziner, Naturwissenschaftler und Betriebs- und Volkswirte. – Schon Melanchthon kennt die Gefahr der fehlenden Ortsansässigkeit von Professoren, Umzugsschwierigkeiten und Bleibeverhandlungen bei Berufungen, wenn er schreibt: »Wenn es gewünscht wird, werde ich einige Männer nennen, die geeignet sind und auch nach Leipzig ziehen könnten. Denn in dieser Zeit gestaltet sich das Umziehen für die meisten Leute schwierig, entweder wegen ihrer Familien oder weil sie von

den Ihnen zurückgehalten werden« (Priv. 107). Er setzt sich ein für ein ordentliches Stipendiensystem zugunsten der Studenten. Er weiß um die Attraktivität einer Fakultät, die durch Berufung nur eines einzigen Spitzenprofessors erzielt werden kann. Wie er den Tübinger Camerarius einschätzt, den er den Leipziguern als Leiter des gesamten philosophischen Studiums vorschlägt (»für die Hochschule ein großer Gewinn, sein Lebenswandel ist durchaus ehrbar, und seiner Natur sind Parteien und Zwietracht fremd«, Priv. 109), das verrät universitätspsychologische Erfahrungen. Wir wissen es doch auch; es sind meist die kleineren Geister, die unnötige Unruhe stiften. Melanchthon kennt auch den Neid, dem »neue und fremde Leute« in einer Fakultät seitens derjenigen ausgesetzt sind, die aufgrund ihrer engeren Qualifikation stets am Orte bleiben müssen usw. [...] Was wir da lesen, erscheint uns also hier und da recht vertraut.

Berühren muss uns auch, wie Melanchthon den Politikern und Geldgebern, damals den Fürsten, ins Gewissen redet. Er spricht zwar nur von Pfarrstellen und Schulen, meint damit aber zu seiner Zeit das Bildungswesen insgesamt: »Deshalb sollen sich redliche Männer, die im Staat über Einfluß verfügen, mit allen Kräften darum bemühen, daß von einem möglichst großen Teil des Klosterbesitzes Pfarrstellen und Schulen errichtet werden. Ich pflege oft im Scherz ein altes Verschen über solche Leute zu zitieren, die, vor Gericht angeklagt, mit den Richtern die Beute teilten, um sich freizukaufen. Der Sinn des Verses ist: Wer vieles gestohlen hat und ein wenig dem Richter gibt, entkommt: ›Wer vieles stahl und wenig gibt, entgeht dem Recht«, so pflege ich bisweilen über diese Räubereien der Klöster zu sagen: Wenn diejenigen, die diese Besitzungen innehaben, wenigstens einen geringen Teil davon zur Unterstützung von Kirchen und Schulen abzweigen würden, könnten sie auf Gnade hoffen« (Priv. 108). Solche Äußerungen können anregen zu ein paar aktuellen Fragen: Was sind dem deutschen Volke, nicht allein dem Staat, heute noch Schulen und Universitäten wert? Wo bleiben die Stipendien und Stiftungen vermögender Erblasser mit konkret geplanten Zielvorstellungen, mithin aus privater Hand? Warum sollte die Masse derjenigen, die aus der Kirche ausgetreten sind, nicht ersatzweise zu einer kirchenunabhängigen, allgemeinen Kultur- und Bildungssteuer zur Kasse verpflichtet werden?

Im alten Studentenlied »Gaudeamus igitur« lautet die letzte Strophe: »Vivat et res publica et qui illam regit, vivat nostra civitas, maecenatum caritas, quae nos hic protegit«. Man sollte einmal alle Erstsemester mit allen für eine Universität zuständigen Bildungspolitikern für eine halbe Stunde in ein Auditorium Maximum einsperren, damit sie »Gaudeamus igitur« ins Deutsche übersetzen. Nur wer das einigermaßen schafft, sollte »Kommilitone« und Kultusministerialer bleiben. Ob 5% das schaffen? Scherz beiseite! Die deutsche Universität ist auch im Wortsinn mit ihrem Latein am Ende. Allerdings ist, wie jene Strophe besagt, die Universität kein politischer Freiraum. Sie verdankt ihre Privilegien dem Staat und ist daher verpflichtet, für das Allgemeinwohl zu wirken.

Umgekehrt darf der Staat nicht das Grundgesetz von der Freiheit von Lehre und Forschung dazu missbrauchen, dass er sich aus der Verantwortung stiehlt. Denn es gibt nun einmal verfahrenere Situationen, wo die Universitätsrektoren und Dekane der Fakultäten allein nicht klar kommen. Es gibt Disziplinarfälle, es gibt Professoren, die nur 2/3 Tage wöchentlich am Universitätsort sind, sonst aber hunderte Kilometer entfernt ihren Wohnsitz haben (warum gilt die gute alte Regel der Residenzpflicht nicht mehr?), und es gibt Vorspiegelungen von Forschungsergebnissen, deren Dürftigkeit nachzuweisen es keiner den Haushalt belastenden, mit Personen aufgeblähten herumreisenden Evaluierungskommissionen bedarf, sondern nur der Nachfrage eines einzigen Ministerialbeamten mit gesundem Menschenverstand. Wozu der etwa seit 1970 bestehende Unsinn der von anderen Universitäten einzuholenden Gutachten bei Berufungsverfahren, wenn das Vorschlagsrecht für Gutachter doch nur die betroffene Fakultät hat (deren Mitglieder auch zu telefonieren wissen)? Schlimm ist die Verantwortungslosigkeit des Staates dort, wo es um finanzielle »Globalzuweisungen« an die Fakultäten geht, um diesen angeblich Planungssicherheit zu geben, obwohl die Gelder jedoch sogleich gekündigt werden, wenn das Land knapp bei Kasse ist. Dann wird willkürlich jede nächstbeste Stelle, die durch Emeritierung oder Wegberufung frei wird, »sistiert« oder gar ganz aufgehoben. So wird ein Ministerialbüro zum Raubdezernat.

3. Schule und Universität gehören zusammen

Den engen Zusammenhang von Schule und Universität nicht zu missachten, gehört zur staatlichen Pflicht. Eine Missachtung liegt schon vor, wenn Forschungs- Wissenschafts- und Schulaufsicht über verschiedene Ministerien verteilt werden. In letzter Zeit müssen junge Wissenschaftlicher erfahren, dass von der politischen Seite die Qualität eines Professors nur mit Geld und Masse, also nur quantitativ bemessen wird. Quantität = Qualität. Welch ein bildungspolitischer Unsinn! Einen Ministerialbeamten, der über die Berufung eines Privatdozenten der Geisteswissenschaften zu befinden hat, interessieren heutzutage im Grunde nur drei Dinge: a) Wie viel Drittmittel kann der künftige Professor einwerben, b) wie viel kosten der Professor und sein Institut, c) wie viele Studenten werden von dem Professor betreut. Dass gerade die Geisteswissenschaften hier auf der Strecke bleiben müssen, kümmert einen Kultusbeamten, der abhängig von seinem Minister ist und diesen selbst wenig. Es interessiert sie auch wenig die Nachhaltigkeit der Ausbildung in den geistesgeschichtlichen Disziplinen, obwohl gerade die Geisteswissenschaft vorrangig für Schule, Staat und auch Kirche ausbildet (es ist bemerkenswert, dass das Modewort »Nachhaltigkeit« meist auch nur auf die materiellen Ressourcen eines Landes bezogen wird). Universitäten sollten aber nicht nur gute Forschungseinrichtungen, sondern auch gute »hohe« Schulen sein.

Zur eigentümlichen Aktualität von Melanchthons äußeren Reformvorstellungen gehört, dass er einen engen, ja unauflöslichen Zusammenhang von Schule und Universität voraussetzte. Daran rüttelt er nicht, ja er erkennt in dieser engen Verbindung einen Nutzen sowohl für Schule als auch für Universität. Wir müssen uns freilich klarmachen, dass sich in einer Renaissance- und Humanistenuniversität, wie seinerzeit zu Wittenberg, junge Menschen versammelten, die kaum über

zwanzig Jahre alt waren. Überwiegend ›Teenager‹ sollen 1518 seiner Antrittsvorlesung zum Thema der zu verbessernden Jugendbildung (*De corrigendis adolescentiae studiis*) gelauscht haben. Um es vereinfachend zu erklären: Die Gymnasien und Lehrerschulen führten nicht zu einer Art Abitur als Zeugnis der Hochschulreife – das war erst eine aufgeklärte Neuerung; 1788 erfand Preußen das »Abitur«. Die Aufgabe des Oberstufenunterrichts, mithin der heutigen Sekundarstufe II, hatte noch bis ins 18. und 19. Jahrhundert die Universität übernommen, und diese Schulabschluss- und Studieneingangsbildung wurde von der Artistenfakultät, aus der später die Philosophische Fakultät hervorging, wahrgenommen. In den »Colleges« der englischsprachigen Welt hat sich diese Einrichtung weiter fortgesetzt. Brauchen wir nicht auch heute wieder eine derartige Form eines Studieneingangskollegs, das mit konzentriertem Unterricht naturwissenschaftliche und philosophische Allgemeinbildung, auch Sprach- und Literaturkenntnisse vermittelt? Denn wer sagt: »Humboldts Universität ist tot« (Jürgen Rüttgers, CDU), der sollte ehrlicherwise auch einräumen: »Das alte deutsche Abitur ist tot«. Das Abitur aber ist in der deutschen Bildungspolitik eine ›heilige Kuh‹. Durch politische Förderung musste es zum erstrebenswerten Ziel der Mehrheit der Deutschen werden. Doch eine Pflicht ist es, sich ebenso um die intellektuell weniger Begabten, auch um die Hilfsbedürftigen zu kümmern (die »Sonderschule« wurde früher ehrlicher »Hilfsschule« genannt). Wer hat noch nicht erfahren, dass die Bereitschaft zu selbstloser Hilfe bei Hilfsbedürftigen ausgeprägter sein kann als bei Intellektuellen oder gar hochbegabten jungen Leuten, die nach »Campus und Karriere« streben, wie der hochmütige Titel einer Radiosendung lautet. Weil die Mehrheit nach dem Abitur strebt, haben die Deutschen auch die längste Schulzeit und treten am spätesten ins wirkliche Leben.

Nachdem der Studienrat und unerwartet an die Heidelberger Theologische Fakultät zum Professor für Religionsphilosophie berufene Georg Picht 1964/65 eine »deutsche Bildungskatastrophe« propagieren zu müssen gemeint hatte und damit bei den Parteien, Verbänden und Gewerkschaften und nicht zuletzt bei den Medien großen Beifall fand, wurde den Vorstellungen Pichts entsprechend, der nur das amerikanische Bildungssystem vor Augen hatte, das deutsche Abitur zu einer Art »High School-Degree« degradiert. Diese ›De facto‹-Abwertung des Abiturs hatte zur Folge auch eine Abwertung der »Mittleren Reife« (nach zehntem Schuljahr) und der Realschule, zweier Institutionen, die doch auch eine deutsche Spezialität waren, und auf denen u. a. der Weltruhm deutscher Meister und Ingenieure beruht. Schließlich hat die geradezu inflationäre Popularisierung des Abiturs ja auch zur Folge, dass die gute alte Volksschule in der »Hauptschule« (ab 5. Schuljahr) fast nur noch als »Restschule« für den verbliebenen sozialen Rest fungiert, mit bösen Folgen für das Allgemeinwohl, gar nicht zu reden von den Sonderschulen, wo man sich in letzter Zeit weniger um lernbehinderte als um verhaltensauffällige Kinder kümmern muss. Das gute und gesetzlich geregelte Angebot einer »Chancengleichheit« (R. Dahrendorf) mit einem jederzeit möglichen

Wechsel des Schultyps darf gewiss nicht in Frage gestellt werden. Chancengleichheit gehörte übrigens seit den frühkirchlichen und mittelalterlichen Schulen schon immer zum Ideal einer christlichen Schule. Dennoch muss gefragt werden, ob »Chancengleichheit« in letzter Zeit nicht doch pervertiert ist zu einer gesellschaftlichen Nötigung zum Abitur, weil allein das Abitur sozialen Aufstieg und Besitzstandswahrung garantiere. Eine Niveau-Absenkung betraf aber nicht alle Gymnasien, und auch die Standards in den einzelnen Bundesländern sind, wie man jetzt erst (nach der Pisa-Studie) anfängt zu begreifen, unterschiedlich. Dennoch gibt es angesichts von rund sechzig Sorten Abitur eindeutig nicht mehr das vergleichbare Abitur. Trotzdem handeln Ministerien und Studienzulassungsstellen immer noch so, als ob das der Fall sei, und sie können sich dabei berufen auf ein Urteil des Bundesverfassungsgerichtes von 1973, wonach alle Abiturienten ein Anrecht zum Studium haben. Dieser »Öffnungsbeschluss« war ein für die deutsche Hochschulpolitik verhängnisvolles Fehlurteil. Seitdem haben sich Universitäten und Hochschulen auch zu Stätten staatlicher Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen entwickelt, wo zahlreiche junge Leute, die besser gleich ins Berufsleben gegangen wären, ihre Zeit sinnvoll zwar verbringen, sozial abgesichert, auch gut unterhalten, die aber dann nach drei oder vier Semestern ihr »Studium« abbrechen müssen. Dies tun sie aber nicht, wie von Politikern gern behauptet, weil sich Dozenten und Assistenten zu wenig um sie gekümmert hätten, sondern weil sie sich selbst zum Studium nicht eigneten. Professoren aller Fakultäten können bestätigen, dass die Hauptlast der Universität auf den ersten Semestern liegt, der Studieneingangsphase. Jede Sparkasse sucht sich unter den Abiturienten nur die besten aus. Doch die deutsche Universität immatrikuliert jeden mit Abitur.

Es ist eine bei Politikern beliebte und natürlich populistische Fiktion zu behaupten, dass Langzeitstudenten zur bedrohlichen Belastung der Hochschulen geworden seien. Nein, die älteren Semester belasten den Universitätsbetrieb fast ebenso wenig wie die zahlreicher werdenden Seniorenstudenten. Ältere Semester aller Art, zumal in den Vorlesungen, stören nicht; sie sind willkommen. Jedoch in der Studieneingangsphase müssen alle mit dem Zeugnis einer immer noch so genannten »Hochschulreife« ausgerüsteten Studienanfänger erst einmal auf ein gemeinsames höheres Niveau gehoben werden, um wirklich ihr Fach studieren zu können: Kunsthistoriker müssen Latein lernen, Germanisten und sonstige Literaturwissenschaftler müssen erst einmal Stilübungen absolvieren und müssen lernen, selbständig einen Text zu interpretieren, die meisten Theologen müssen die Bibel und den Katechismus kennen lernen und gewiss zum Latein auch noch Griechisch und Hebräisch studieren, um nur einige wenige konkrete Beispiele zu nennen. Das kostet Zeit, viel zu viel, und das geschieht an Studenten, die dafür eigentlich schon zu alt sind. Es ist ein Skandal, dass neuerdings an Universitäten (unter Bezug auf das Vorbild USA) der Ruf nach »Schreibzentren« laut wird, in denen die Studenten die Fähigkeit lernen sollen, Inhalte ihres Faches präzise zu erfassen, klar zu gliedern und in gutem Deutsch auszudrücken. Aber diese Notwendigkeit

besteht, leider. Zu Recht beklagen auch die Naturwissenschaftler ein breites Defizit an Lese-, Rezeptions- und Ausdrucksfähigkeit. Bei den studierten Theologen wird heute in aller Öffentlichkeit ein »Verlust an intellektueller Klarheit und Präzision im Umgang mit den Überlieferungen des christlichen Glaubens« beklagt (Heike Schmall, FAZ). Das, in der Tat, bemerkt man nicht selten beim Anhören einer Sonntagspredigt.

Noch immer müssen die Hauptlast in den oft überfüllten Veranstaltungen der ersten Semester bis zu Zwischenprüfung oder Vordiplom die Assistenten und akademischen Räte tragen, von denen es viel zu wenige gibt und von denen fast alle keine feste und eine bürgerliche Lebensperspektive sichernde Anstellung haben. Jedoch Melanchthons Universität bestand mehrheitlich aus Magistern (ausgezeichneten Studienräten unserer Tage vergleichbar), aus Praeceptoren, Repetitoren und Tutoren, und Melanchthon hat sich gerade auch für diese Leute eingesetzt. Müsste so etwas nicht auch heute das Gegebene sein? Daher ist auch zu fragen, ob die lange Dauer der Semesterferien heute noch verantwortet werden kann. Jedenfalls muss der zunehmenden Tendenz, das Studium nicht mehr als eine Vollzeittätigkeit anzusehen, mit allen Mitteln gewehrt werden. Wo die Studenten mit Nebenjobs ihr Studium finanzieren müssen, ist dagegen der Aufbau eines breiten Stipendiensystems (zur Not auch mit einem »Bildungsdarlehen«) von langfristig größerem Nutzen für die Gesellschaft.

Gewiss war Melanchthons Modell Wittenberg als eine Reformuniversität im 16. Jahrhundert immer noch geleitet von Vorstellungen einer mittelalterlichen Universität, wo die Lehre und nicht irgendeine Spezialforschung maßgebend gewesen war. Aber gerade die Konzentration auf die Lehre hat sich auch in der neuzeitlichen Universität auf die Pflege der Wissenschaften ausgewirkt, zumal in den Geisteswissenschaften. Nur was sprachlich in Begriffe gefasst werden kann, wird auch wirklich »begriffen«, wie schon Luther meinte: *Docendo discimus* (durch Lehren lernen wir).

4. Drei bleibende Prinzipien

Zum Schluss sei an einige Prinzipien der inneren Verfassung einer melanchthonischen Universität erinnert, soweit diese heute nachdenkenswert bleiben. Von vornherein muss allerdings etwas Zeitbedingtes und aus der neuzeitlichen und modernen Universität Verschwundenes bemerkt werden: Melanchthons Universität war immer noch eine kirchlich geprägte Institution. Diese Kirchlichkeit der Universität hatte freilich Folgen, die weiterhin gültig bleiben.

Erstens: Die Universität ist der Wahrheit verpflichtet. Das haben wir unseren Studenten zu allererst beizubringen, und daran haben wir uns als Wissenschaftler selbst zu halten, wahrhaftig zu sein und nach der Wahrheit zu fragen. Kein agnostischer Naturwissenschaftler, überhaupt kein Wissenschaftler wird diesem universitären

Grundsatz widersprechen. Uns Theologen jedoch wird die Frage nach der Wahrheit letztendlich zur Frage nach der Wahrheit des christlichen Glaubens. Melanchthon als klassischer Philologe, biblischer Exeget und systematischer Theologe hat diesen Grundsatz theologisch-wissenschaftlicher Existenz immer wieder mit einem leidenschaftlichen Eros zur Darstellung gebracht.

»Was ist Wahrheit?« Die Frage des Pilatus (Joh 18,38) war freilich die Frage eines noch nicht Wissenden. Und so ist es bis heute: Die volle reine Wahrheit lässt sich nicht pressen in einzelne Resultate wissenschaftlichen Forschens. Wahrheit ist in der christlichen Religion ein Humanum. Sie wird in menschlicher Begegnung erlebbar, für die Jünger Christi in seiner Nachfolge. Damit sei aus theologischer Sicht noch einmal die große Bedeutung des Lehrers in der Kirchengeschichte als Kulturgeschichte hervorgehoben. Nicht jeder kann führen, die Mehrheit kann nur ausführen. In der gegenwärtigen Hochschuldidaktik – wie auch sonst in der Pädagogik – kommt aber die Unterscheidung von Lehrer und Schüler, von Führen und Ausführen entschieden zu kurz. Dabei haben die jungen Menschen in ihrer Suche nach Wahrheit berechtigtes Verlangen nach vorbildlichen Lehrern, bei denen Wissen und Lebenserfahrung übereinstimmen. Zwischen Lehrer und Schüler ist doch stets zu unterscheiden, und der gute Lehrer weiß, dass auch er ein Schüler anderer Lehrer gewesen war und dass er selbst als ein nach Wahrheit Suchender stets ein Schüler bleibt. Doch heute wird das Zerrbild eines Professors gepflegt, der seine Existenzberechtigung hauptsächlich im Nachweis von wissenschaftlichen Ergebnissen, von fertigen Resultaten sieht. Die Qualität einer Lehre, die auf Lebenserfahrung beruht, wird darüber vernachlässigt. Das gilt aber auch für die Forschung. Wir dürfen uns nichts vormachen: Trotz einer gewaltigen Vermehrung der Professorenstellen seit 1970 dürfte die Zahl der wirklich führenden Wissenschaftler nicht größer geworden sein; die meisten begnügen sich mit dem Ausführen und ein wenig Weiterführen von vorgegebenen Ideen und Leistungen. Es kann daher aber auch für Forschung nicht förderlich sein, wenn Wissenschaft beherrscht wird von Akademikern, die außerhalb von Schule und Universität nie gelebt haben, die nach dem Abitur eine Universitätskarriere anstrebten und denen nach ihrer Berufung auf eine Professur gar nicht bewusst ist, dass sie eigentlich bis dahin immer nur Schüler gewesen waren und das Lehredasein nie im wirklichen Leben eingeübt hatten. Man sollte vor allem diejenigen zu Professoren berufen, die neben ihrer wissenschaftlichen Qualifikation auch den Nachweis eines mehrjährigen Lebens außerhalb der Universität erbringen. Melanchthon als ein humanistisch gebildeter Professor für das Griechische war zugleich im Nebenberuf Berater von Theologen und Politikern. Er lebte nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Kirche. Das gab ihm Lebenserfahrung genug, um die Wahrheit zu erkennen und dafür einzustehen.

Zweitens: Die Universität ist zum Konsens verpflichtet. Eine Wissenschaft hat ausgedient, wenn sie nicht mehr konsensfähig ist, d. h., wenn ihre Argumente keine die Grenzen des eigenen Faches überschreitende und überzeugende Kraft

haben. Die Verpflichtung zum Konsens war bei Melanchthon noch ganz von der christlichen Einheitsidee geleitet. Melanchthon war ja auch ein großer Ökumeniker, der um Konsens mit anderen Kirchen bemüht war. Dafür ist ein herausragendes Beispiel die von ihm herausgegebene »Confessio Augustana« von 1530, die über den auf dem Augsburger Reichstag 1555 beschlossenen »Religionsfrieden« und den Friedenschluss von Münster 1648 hinaus bis in die Moderne ein tragfähiges Dokument für ein friedliches Miteinander von evangelischer und katholischer Kirche in Deutschland blieb (in Deutschland hat es nach 1648 Religionskriege nie mehr gegeben!). Melanchthons wissenschaftliches Prinzip der Konsensfindung hatte also einen wesentlich theologischen und kirchlichen Hintergrund. Eine seiner theologischen Maximen war die Fürbitte Jesu für die Menschen, die auf ihn hören: »Ich heilige mich selbst für sie, damit auch sie geheiligt seien in der Wahrheit. Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit sie alle eins seien« (Joh 17,19–21).

Die Folgen einer christlichen Konsensfindung für das Universitätsstudium spürt man sogar noch bei einem Kanzler der Kieler Universität, Johann Andreas Cramer, der als ein Freund Klopstocks und als Theologe der Aufklärung 1780 die Verse dichtete: »Wenn wir in Frieden beieinander wohnten [...] dann würden wir den letzten heiligen Willen des Herrn erfüllen. Auch dazu müsse deine Lieb uns dringen, daß [...] unter einem Hirten eine Herde aus allen werde« (aus einem der bekanntesten Abendmahlslieder, EG 221). – Irgendwie spürt man noch heute hintergründig eine Sehnsucht nach dieser Verbindung von kirchlicher und wissenschaftlicher Ökumene beim Einsatz der Leipziger Bürger für den Wiederaufbau der von den Kommunisten zerstörten Universitätskirche in Leipzig.

Der Konsensbildung im weiteren Sinne dienen auch die von Melanchthon so ausdrücklich zum Schluss seiner Empfehlungen für die Leipziger geforderten öffentlichen Disputationen. Dort erinnert er auch an die Universitätsstudien als Lebensform, indem er das persönliche Miteinander von Schülern und Lehrern in den Kollegien hervorhebt. Der Konsens wächst durch gemeinsames Erlebnis! Davon ist seit 1968 fast alles verloren gegangen. Dabei war der damals von den Studenten ausgetriebene »Muff von 1000 Jahren« wahrscheinlich nur 35 Jahre alt gewesen, von 1933 bis 1968 angestaubt. Jetzt gibt es nur noch geringe Möglichkeiten, um eine Universität als solche, als eine die Fakultäten umgreifende Größe, zu erleben: bei einigen Festakten mit niedriger studentischer Beteiligung, doch durchaus bei den Veranstaltungen der akademischen Musikgruppen und Sportclubs – und auch in den Universitätsgottesdiensten. Die alte melanchthonische und auch humboldtsche Universität hatte immerhin Stil und konnte feiern. Ihr war es selbstverständlich gewesen, dass der Begriff der »Universität« etwas mit Persönlichkeitsbildung zu tun hatte. Die Universität bestand zuerst in einem persönlichen Miteinander von Lehrern und Schülern. Das meinte Universität ursprünglich: »Universitas magistrorum et discipulorum«. Daraus entwickelte sich eine »Universität« des interdisziplinären Fragens, Forschens und Findens

gemeinsamer Überzeugungen als ein natürliches Erfordernis. Es ist doch auch heute das gute Recht der Studenten, bei festlichen Anlässen und Feiern die Universität als eine »universitas magistrorum et discipulorum« zu erleben. Warum sollten nicht endlich die ins Separee eines Seminarraumes oder Dekanats geflüchteten Doktorfeiern wieder öffentlicher werden, warum nicht die Übergabe der Urkunden und Diplome anlässlich eines Jahresfestes einer Fakultät? Dass hier ein Bedürfnis besteht, zeigen die öffentlichen Anleihen an Begriffe der englisch-amerikanischen Universitäten, wenn mehr und mehr vom »Campus« die Rede ist oder z. B. über den kurzen Universitätsnachrichten in der Presse witzige englische Doktorhüte zum Blickfang dienen, als ob es heute in Deutschland einen echten »Universitäts-Campus« oder derartige Insignien noch gäbe.

Drittens: Die Universität ist zur Bescheidenheit verpflichtet. Immer wieder hebt Melanchthon diese akademische Tugend hervor, die in alter christlicher Schultradition des Abendlandes seit den Benediktinern steht: Bescheidenheit (*modestia*). Wenn heute von zahllosen Prüfungsordnungen wissenschaftliche »Kompetenz« in diesem oder jenem Fachgebiet erwartet wird, so möchte man im Sinne Melanchthons auch wünschen, dass sich die so kompetenten Examinierten auch der Grenzen ihrer Kompetenz bewusst bleiben. Es ist die Untugend der Halbgebildeten, dass sie sich zu viel zutrauen. Die deutschen Universitäten zu Beginn eines neuen Jahrhunderts laufen Gefahr, die jungen, von den Gymnasien wenig vorbereiteten Menschen zu überfordern und damit als Halbgebildete zu entlassen. Übrigens zeigt sich gerade hierin eine Beharrungskraft der alten humboldtschen Universität. Humboldt handelte, anders als Melanchthon, meines Wissens nirgends von der Bescheidenheit als akademischer Tugend. Mehr dem Stolz des heidnisch-antiken als der Demut des christlichen Bildungsideals hingegeben, konnte es schon im 19. Jahrhundert in Deutschland zum Defizit eines inneruniversitären Korrektivs am akademischen Dünkel kommen. Selbst einem Friedrich Nietzsche, der ja gerade dem greisenhaften Dünkel einer klassischen Philologie den Kampf angesagt hatte, die nur dem toten Buchstaben und nicht dem wirklichen Leben diene, womit er den Widerspruch eines Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf provozierte, war die alte Tugend der Bescheidenheit im Grunde fremd.

Akademische Bescheidenheit beginnt schon damit, dass die Wissenschaftler ihre eigenen Leistungen nicht überschätzen. Diese Gefahr ist besonders groß bei den Naturwissenschaftlern (heute zumal bei Biochemikern, Physikern und Medizinern), weil sie gern die Resultate ihrer Forschungen für absolut nützlich für die Menschheit halten dürfen und weil die zumal ihnen zuerkannten Auszeichnungen und Nobelpreise das auch bestätigen. Bei den Geisteswissenschaftlern (Theologie, Jura, alle Abteilungen der Philosophischen Fakultät) besteht diese Gefahr einer Selbstüberschätzung weniger, aber sie bleibt auch da gewärtig: Jedem Geisteswissenschaftler bleibt ins Stammbuch geschrieben, was der Professor für Volkswirtschaft, Hans Ritschl (Enkel des die preußische Theologie bis zu Harnack dominierenden Albrecht Ritschl, gest. 1889), einmal etwas süffisant notierte: Wir

sollten nicht von unserer Arbeit »leichtfertig und gespreizt als »Forschung« sprechen«. Denn anders als die Naturwissenschaftler schieben die meisten von uns »die Dinge nur hin und her, ordnen sie anders und haben ab und zu originelle Einfälle«. Die Stärke der Geisteswissenschaften bleibt in der Tat die Lehre, wo- zu sie sich in aller Bescheidenheit zu bekennen haben, weil sie nämlich durch Lehre zur »Bildung« des Menschen beitragen (Kap. IX) und damit zur Humanisierung der Welt.

Zwei hochschulpolitische Themen beschäftigen zur Zeit die deutsche Professorenschaft und sollen sie zur Bescheidenheit zwingen. Die Landesregierungen diskutieren über eine Besoldung, die nach Leistung gestaffelt ist. Darüber werden tüchtige und zugleich bescheidene Professoren mit sich reden lassen. Aber wie will man Leistung in Lehre und Forschung messen? Verdächtig ist, dass besonders höherer Einsatz in der Lehre auch höher besoldet werden soll. Das ginge allerdings zu Lasten der eigentlichen Wissenschaft, die man doch gerade zu Höchstleistungen anspornen will. Wenn das durchkommt, dürfen die Hochschullehrer erwarten, dass auch der Berufsstand der Schullehrer »nach Leistung« besoldet wird. – Das andere Thema, das zur Zeit die Diskussion bestimmt, ist die »Kooperation« verschiedener Hochschulen miteinander. Damit soll die Auslastung der Hochschulen gewährleistet sein. Das heißt: Die Studenten bleiben an ihrem Studienort, aber die Professoren sollen reisen. Dieser Tendenz ist entgegenzuhalten, dass damit ein gesunder Konkurrenzkampf zwischen den Hochschulen zunichte gemacht wird. Gerade eine Universität lebte bisher auch von der Residenzpflicht ihrer Professoren, und es war und ist nur von Vorteil, wenn gerade die begabten Studenten nach Zwischenprüfung oder Vordiplom für ein paar Semester den Studienort einmal wechseln und an eine andere Universität oder ins Ausland gehen. Die Universität aber sollte von ihrer alten Bestimmung her eine »Universitas magistrorum et discipulorum«, eine Sozietät von Lehrern und Schülern bleiben. Es ist keine unbescheidene Forderung, dass die Sicherstellung einer materiellen und personalen Grundversorgung der Universitäten allein in der Verantwortung des Staates liegt. – Es gäbe weitere Beispiele zum Thema akademischer Bescheidenheit.

Echte Bescheidenheit weiß auch um die falsche Bescheidenheit Bescheid. Zur falschen Bescheidenheit gehört die falsche Pose der Hochschulpolitik, die alten Fakultäten für überholt zu halten und statt ihrer fachliche Betriebseinheiten zu organisieren und die alte Universität mit dem Patch-Work-Muster diverser Fachhochschulen zu überkleben und trotzdem das Ganze eine Universität zu nennen. Nichts gegen den unschätzbaren Wert der Fachhochschulen für die Wirtschaft unseres Landes! Aber Universität muß Universität bleiben.

Vor vielen Jahren haben Psychologen auf einem Kongress einen Psychopathen zu definieren versucht. Nach langen Beratungen kamen sie zu dem Ergebnis: Ein Psychopath denkt immer nur an sich, traut sich alles zu und hat zu nichts wirklich Vertrauen. Ein zufällig beteiligter Theologe konnte die psychologischen Kollegen daran erinnern, damit sei eigentlich genau das festgestellt, was Melanchthon gleich im zweiten Artikel seiner »Confessio Augustana« unter dem Titel der Ursünde definiert habe: Der Sünder denkt nur an sich, traut sich alles zu (*aum concupiscentia, sine metu dei*) und hat zu nichts wirklich Vertrauen (*sine fiducia*). Sogar in der Sündenlehre Melanchthons stecken also Aktualitäten,

die richtig erkannt, auch unsere Universität von manchen geistigen Autismen, von maßloser Selbstüberschätzung und von Resignation befreien können.

Es mag dahin kommen und es ist ja auch schon weithin passiert, dass Universitäten nur noch dem Namen nach als solche zu bezeichnen sind. In der Regel ist eine deutsche Universität heute nur noch eine nützliche Großorganisation von Hochschulen mit dem Charakter von Fachhochschulen, welche Aufstiegsmöglichkeiten in höhere Bereiche von Wissenschaft und Forschung bieten. Doch eine Theologische Fakultät darf aufgrund ihres ersten Ranges in der Geschichte der europäischen Universität den ökumenischen und humanen Wert auch der Wissenschaften niemals vergessen, und ihre Mitglieder werden als Theologen die alte Frage nach der Einheit der Wissenschaften offen halten.